

Erscheint täglich außer Sonntagen.  
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile  
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Verkaufskonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

## Kopferzerbrechen um Kopfsteuer.

### Sonntagsarbeit der Regierungsparteien.

Ein parlamentarisches Nachrichtenbüro meldet: Am Sonntag  
fehlen im Reichstage die Finanzsachverständigen und einige Partei-  
führer der hinter der Regierung stehenden Reichstagsfraktionen  
gemeinsam mit Vertretern der Finanzministerien der größeren deut-  
schen Länder ihre Besprechungen über die Deckungsanlagen, be-  
sonders über ihre Ergänzung durch eine Kopfsteuer fort. An  
Stelle des Reichsfinanzministers Dietrich leitete Ministerial-  
direktor Dr. Zarden die Verhandlungen. Für Preußen waren  
Finanzminister Dr. Höpfer-Arschoff und Ministerialdirektor  
Dr. Hog erschienen, für Bayern Ministerialdirektor Dr. Hammer,  
für Württemberg Gesandter Bosler.

In den Mittwöchigen Beratungen machte besonders der preu-  
ßische Finanzminister die stärksten Bedenken gegen eine  
Kopfsteuer und gegen die Möglichkeiten ihrer Durchführung  
geltend. In nicht ganz so scharfer Form äußerte sich auch der  
bayerische Regierungsvertreter gegen die Kopfsteuer. Trotzdem  
wurden die technischen Möglichkeiten für die Durchführung der  
Kopfsteuer genau durchgesprochen.

Die Fraktionen behielten sich ihre endgültige Stellungnahme  
vor, doch gelang es, wie verlautet, eine Annäherung in den  
Auffassungen der Regierungsparteien herbeizuführen. Beschlüsse  
wurden zwar nicht gefaßt, doch geht die Tendenz dahin, es im  
wesentlichen bei den vor einigen Tagen von der Regierung auf-  
gestellten Ergänzungsvorschlägen zu den Deckungsan-  
lagen zu belassen.

Die Kopfsteuer soll für das Rechnungsjahr 1930 den Gemein-  
den fakultativ zur Verfügung gestellt werden, und zwar in  
einer Höhe von mindestens 6 Mark pro Kopf. Falls die Kopf-  
steuerläge, die am 1. Juli in Kraft waren, überschritten werden,  
sollen die Gemeinden zur Einführung der Kopfsteuer verpflichtet  
sein. Vom 1. April 1931 an soll die Kopfsteuer überhaupt  
obligatorisch sein.

Die Fraktionen werden sich am Montag mittag mit dieser  
Frage zu beschäftigen haben. Das Ergebnis der Fraktionsführungen  
soll der Regierung am Montag nachmittag mitgeteilt werden. Die  
Entscheidung liegt hauptsächlich bei den Demokraten und bei  
der Bayerischen Volkspartei, in deren Reihen sich starke  
Widerstände gegen die Kopfsteuer geltend machen.

#### Dietrich ist gesund.

Offiziös wird berichtet, daß die Richtlinie des  
Reichsfinanzministers Dr. Dietrich an der gestrigen Vormittags-  
besprechung der Finanzreferenten der Regierungsparteien keines-  
wegs in einer Erkrankung des Ministers ihren Grund  
hatte. Er wollte sich nur schonen und hat heute seinen Dienst wieder  
aufgenommen.

Bis heute nachmittag 4 Uhr sollen die Fraktionen, die hinter  
der Regierung stehen, dem Reichstagsler die Entscheidung über die  
Deckungsfrage mitteilen. In der morgigen Reichstagsführung  
wird Dr. Brüning in einer längeren Rede oder in einer Er-  
klärung den Standpunkt der Regierung mitteilen.

### Rote Jugend in Kopenhagen. Ministerpräsident Stauning spricht.

Kopenhagen 14. Juli.

Vorgestern abend wurde in der Riekenhalle des Forums anlässlich  
des Internationalen Arbeiterjugend-Treffens eine große Versam-  
lung abgehalten. Danach zogen die Teilnehmer in einem Fackelzug  
mit Musik nach einem sozialistischen Versammlungsort. Gestern  
nachmittag wurde im Volkspark Söndermarken, an den Grenze von  
Kopenhagen, unter freiem Himmel eine Versammlung abgehalten, in  
der Staatsminister Stauning und der Präsident der schwedi-  
schen Sozialdemokratie, Per Albin Hansson sprachen.

### Flugunfall in Staaten.

Absturz einer Maschine für den Europa-Rundflug.

Auf dem Flugplatz Staaten ereignete sich gestern abend ein  
Flugunfall, der noch ziemlich glimpflich abließ. Der Pilot der  
Deutschen Verkehrsflieger-Schule, Steindorf, stieg kurz nach  
8 Uhr abends mit einem verbesserten Typ des Bäumers „Säufewind“.  
Sportflugzeuges auf, mit dem er an dem in acht Tagen beginnenden  
Europarundflug teilnehmen wollte. Aus bisher noch nicht bekannter  
Ursache stürzte der Flieger halb nach dem Start aus einer  
Höhe von 30 bis 40 Meter ab und ging bei dem Aufprall  
auf den Boden zu Bruch. Steindorf wurde mit erheblichen Gefähr-  
dungen in das Spandauer Krankenhaus transportiert.

## Am Massengrab in Neurode

20 000 Trauernde bei der Feier am Bergabhang



Rechts: Die Massenaufbahrung der Särge, die am Sonntag der Gruft übergeben wurden  
Links: Reichstagspräsident Lohse nimmt an der Trauerfeier teil



Neurode, 14. Juli (Eigenbericht).

Der erste Akt der furchtbaren Grubenkatastrophe in Hausdorf  
sind am Sonntag seinen Abschluß. Die bisher geborgenen Opfer der  
Katastrophe, 106 an der Zahl, wurden zu Grabe ge-  
tragen. Zu welchem Zeitpunkt die noch unter den Trümmern ver-  
schütteten Bergarbeiter beigesetzt werden, ist vorläufig noch nicht zu  
übersehen.

Ein wolkenbehängener Himmel lag über Hausdorf, als in der  
letzten Morgenstunde bereits die Massen aus dem hiesigen Kreise  
Neurode herbeieilten. In der Nacht hatten die Kameraden der Ver-  
storbenen die drei Gemeinshaftsgräber, in denen die  
Toten, die bisher im Berus zusammengewirft hatten, jetzt auch  
gemeinsam beigesetzt wurden, hergerichtet. Auch waren bereits die Särge  
auf den Neuen katholischen Friedhof überführt und in der einen Gruft  
24, in der zweiten 22 und in der dritten sechs Bergleute beigesetzt  
worden, während die Särge der in den umliegenden Ortshäusern Be-  
heimateten um die Gruft herum aufgestellt wurden. Lange vor der  
festgesetzten Zeit war der kleine am Bergabhang liegende Dor-  
friedhof, bereits überfüllt. Ein großer Teil der etwa 20 000 Personen  
zählender Trauergemeinde hatte sich auf dem Bergabhang auf-  
gestellt.

In der Trauerfeier, die auf dem neuen Friedhof in  
Hausdorf vor sich ging, nahmen zahlreiche Vertreter der Reichs-  
und preußischen Staatsbehörden teil. Der Reichstag hatte seinen  
Präsidenten Paul Lohse entsandt, die Reichsregierung den Staats-  
sekretär im Reichsarbeitsministerium, Weib und Preußen den Mi-  
nisterial-Oberregierungsrat von Flemming. Außerdem war der  
Oberpräsident von Niederschlesien erschienen. Als Vertreter des Berg-  
arbeiterverbandes nahm der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete  
Husemann an der Feier teil. Reichspräsident und Reichsregierung  
hatten einen prachtvollen Kranz aus weißen Rosen mit schwarz-rot-  
goldener Schleife an den Rossengräbern niederlegen lassen. Unzählig  
waren die Kränze aus den Reihen der Arbeiteror-  
ganisationen, unzählig die Bahnenabteilungen.

Schon viele Stunden vor der um acht Uhr früh beginnenden  
Trauerfeier war der Weg, der von Hausdorf zum Friedhof führt von  
Menschen dicht besetzt. Auf den Hügeln, zwischen denen der Friedhof  
liegt, standen Tausende und aber Tausende. In drei Massengräbern  
waren die Särge niedergestellt worden. Die Särge der auswärtigen  
Opfer standen an den Grabrändern. Sie wurden nach Schluß der  
Feier in die Heimatorte der einzelnen Opfer überführt. Inmitten des  
Friedhofs stand ein schwarz ausgelegener Altar. Um ihn herum

scharten sich die Abordnungen der Verbände. Die große rote Fahne  
des Deutschen Bergarbeiterverbandes wehte neben den gemauerten  
Kerzen. Vor der größten Gruft, die 34 Tote aufnahm, stand der  
Kranz des Reichspräsidenten, daneben der Kranz der preußischen  
Staatsregierung. Der Friedhof selbst war ausschließlich den Ange-  
hörigen der Opfer reseruiert. Doch er reichte nicht aus. Auch hinter  
den Zäunen mußten noch viele Frauen und Männer, Angehörige der  
Bergarbeiter, die eben zu Grabe getragen werden, Platz nehmen. Es  
spielten sich erschütternde Szenen ab.

Die Trauerfeier begann mit einem Bläserchor. Dann sprachen  
die Geistlichen beiden Konfessionen. Mehr als 100 Frauen mußten  
ohnmächtig fortgeschafft werden. Die Samariter, die in der Nähe des  
Friedhofs ein Notlazarett hergestellt hatten, hatten alle Hände voll  
zu tun. Selbst junge Männer übermannen vorübergehend der  
Schmerz. Den Schluß der Feier bildete der Totengesang für  
Bergleute, gefolgt von einem Männerchor.

Als die Gräber zum Teil schon mit Erde bedeckt waren, spielten  
sich auf dem Friedhof immer noch erschütternde Szenen ab. Bis spät  
in den Nachmittag hinein bewegten sich Trauerzüge zu den Massen-  
gräbern. Wallfahrten des Todes und des Glucks, die man niemals  
vergessen wird.

Am gestrigen Sonntag, an dem ein großer Teil der Opfer zu  
Grabe getragen wird, wehten überall in Deutschland die Fahnen  
auf Halbmast, nicht nur auf Regierungs- und öffentlichen Ge-  
bäuden. In Berlin sah man auf vielen Wohnhäusern die Flaggen  
halbmast-gezogen, namentlich in den Arbeitervierteln.

### Regierungswechsel in Oldenburg.

Der oldenburgische Ministerpräsident von Findh gestorben.

Oldenburg, 14. Juli.

Der oldenburgische Ministerpräsident von Findh ist am Sonn-  
tag in St. Blasien einem Lungenleiden erlegen. Der Verstorbene  
stand im 71. Lebensjahre. Er führte seit sieben Jahren ein Beamten-  
kabinett. Das Kumpfkabinett wird wahrscheinlich zurücktreten, so  
daß der Landtag einberufen werden muß, um eine neue Regierung  
zu wählen.

# Reichsbannerleute vogelfrei?

Ein sonderbarer Urteilspruch in Neuföln.

Am 11. Juli d. J. sollte vor dem Schöffengericht Neuföln, Abteilung 19, ein Ueberfall des Stahlhelms auf Angehörige des Reichsbanners, der im Oktober vorigen Jahres in Treptow in der Strachstraße stattfand, seine Sühne finden.

Angelagt waren die beiden Treptower Stahlhelmlaute Pohl und Hanke. Beiden war schwere Körperverletzung zur Last gelegt. Die Beweisaufnahme hat einwandfrei ergeben, daß die beiden Angeklagten schuldig sind. Opfer der beiden Stahlhelmführer sind zwei Reichsbannerangehörige, denen schwere Verletzungen beigebracht wurden. Einem von diesen beiden wurden sogar mit einer Stahlrute die Zähne ausgeschlagen, so daß er zeitweilig verunstaltet ist.

Der Staatsanwalt begründete in seinem Plädoyer durchaus zureichend die Schuld der beiden Angeklagten. Er wies darauf hin, daß gegen das politische Komodum energig vorgegangen werden müsse. Als Strafe beantragte er zwei und fünf Monate Gefängnis.

Auch der Rechtsanwalt Joachim vom Gauvorstand des Reichsbanners, der die beiden Reichsbannerleute vertrot, die als Nebenkläger zugelassen waren, zeigte, daß die Schuld einwandfrei auf Seiten der Stahlhelmlaute liege. Trotzdem kam das Gericht zu einem Freispruch. Aus der Begründung ist hervorzuheben, daß der Vorsitzende erklärte, daß wohl das Gericht solche Kampfmethode verurteilt, dennoch aber zu einem Freispruch kommen müßte, da die Angeklagten in Notwehr handelten. In der Beweisaufnahme war aber einwandfrei durch eidliche Zeugenvernehmung hergestellt, daß von einer Notwehrhandlung keine Rede sein konnte.

Es ist anzunehmen, daß der Stahlhelm sich dieses Sieges nicht allzulange erfreuen dürfte, da bereits von Seiten der Nebenkläger Berufung eingelegt ist.

# Untersuchung gegen den Ausgewiesenen

## Umständliches Verfahren gegen Pabst.

Wien, 14. Juli.

Nach Blättermeldungen ist auf Antrag der Staatsanwaltschaft gegen den früheren Stabsleiter der Heimatschutzverbände, Major Pabst, der bekanntlich vor einigen Wochen ausgewiesen wurde und sich gegenwärtig in Venedig aufhält, wegen Vergehens der Aufwiegelung gegen die Staatsgewalt die Voruntersuchung eingeleitet worden. Von dem Ergebnis der Voruntersuchung wird es abhängen, ob gegen Major Pabst ein Steckbrief erlassen wird. Das Gesetz sieht eine solche Maßnahme bei Hochverräterischen Umtrieben vor.

# Bauunglück in der Potsdamer Straße.

## Zwei Handwerker vom Gerüst gestürzt.

Bei Reparaturarbeiten an der Fassade des Wohnhauses Potsdamer Straße 123a ereignete sich heute vormittag ein schwerer Unfall, bei dem zwei Handwerker erheblich verletzt wurden.

In der Höhe des zweiten Stockwerkes waren der dreißigjährige Martin Dietrich aus der Drantienburger Straße 52 und der zwanzigjährige Richard Ramberg aus der Götzstraße 13 auf dem Leitergerüst mit Schloßerarbeiten beschäftigt. Die beiden Arbeiter verloren plötzlich aus noch ungeklärter Ursache den Halt und stürzten kopfüber in die Tiefe. Beide wurden mit schweren Verletzungen in das Elisabeth-Krankenhaus in der Lühnowstraße gebracht. Von der Polizei ist sofort eine Untersuchung eingeleitet worden.

# Berhängnisvoller Irrtum.

## Ehepaar durch Gas vergiftet aufgefunden.

In einer Kellerwohnung des Durgengebäudes hat der 59jährige Korbmacher Emil Schülze und seine 69jährige Frau Karoline eine aus zwei Stuben und Küche bestehende Wohnung. Als sich bis heute mittag niemand von den beiden alten Leuten sehen ließ, schöpfte ein Untermieter Verdacht und mit Hilfe einiger Hausbewohner verschaffte er sich in das Zimmer der Witwe Einlaß. In dem völlig vergasteten Raum lag das Ehepaar regungslos in den Betten. Die alarmierte Feuerwehr nahm Wiederbelebungsversuche mit Sauerstoff vor, die nur bei der Frau von Erfolg waren. In bedenklichem Zustande wurde sie ins Virchow-Krankenhaus übergeführt.

Nach dem Befund und den weiteren polizeilichen Ermittlungen liegt zweifellos ein Unglücksfall vor. Im Zimmer hängt eine winzige Gasampel, die noch mit einem Keilzug reguliert wird. Vor dem Zubettgehen muß einer von den beiden alten Leuten per sehendlich an der falschen Kette gezogen haben, so daß der Hahn auf „offen“ stand und im Laufe der Nacht größere Gas mengen ungehindert ausströmen konnten.

# Wiener Zirkus Renz niedergebrannt.

Wien, 14. Juli.

Das große Gebäude des Zirkus Renz in Wien, das schon seit zwei Jahrzehnten leer stand, ist am Sonntag zum großen Teil das Opfer eines Brandes geworden. Der Brand, der in den ersten Morgenstunden des Sonntag ausbrach, wurde erst sehr spät bemerkt. Man sah aus der Kuppel des Zirkus Rauch aufsteigen und bemerkte dann erst, daß inzwischen bereits das Innere des Zirkus vollkommen in Flammen und Rauch gehüllt war. Die außerordentlich schwierigen Löscharbeiten der Feuerwehr konnten nicht verhindern, daß das Innere des großen Zirkusgebäudes zum größten Teil ausgebrannt ist. Die Löscharbeiten dauerten bis zum späten Abend.

# Der Flug über Mailand.

## Bassanesi heißt der Held.

Andermatt, 14. Juli.

Der junge italienische Flieger Bassanesi, der am Freitagabend im Sankt Gotthard abgestürzt ist und im hiesigen Militärhospital gepflegt wird, hat dem ihn vernehmenden Offizier der Gotthardbefestigung geantwortet, über Mailand und verschiedenen anderen Orten des Piemont antisozialistische Flugblätter abgeworfen zu haben. Ferner sagte er aus, er sei in Italien von einem Flugzeug in ziemlich Nähe verfolgt worden.

# Der Ueberfall in Röntgental.

## Verhandlungsbeginn in Moabit.

Vor dem neuen Kriminalgericht großes Polizeiaufgebot. Am Eingang zum Zuhörerraum drängt sich auf der Straße viel Volk. Der Eintritt in das Gebäude ist nur nach scharfer Kontrolle gestattet. Für 9 Uhr ist der Prozeß gegen die 18 Nationalsozialisten angelegt, die am 5. März hinterrücks das Reichsbanner in Röntgental überfallen haben. Acht von den Angeklagten, die sich in Haft befinden, sitzen hinter der Barriere, die übrigen zehn vor den Verteidigern, neun an der Zahl. Die acht Sachverständigen haben auf den Geschworenenbänken Platz genommen. Den Vorsitz führt Landgerichtsdirektor Ohnesorge. Die Anklage wird durch die Staatsanwälte Stehlig und Hetz vertreten.

Der Ortsgruppenleiter des Reichsbanners in Röntgental, der bei dem Ueberfall am 5. März verletzt wurde, wird als Nebenkläger von Rechtsanwalt Dr. Joachim vertreten.

Die Angeklagten werden zur Person vernommen. Es sind dies der Reihe nach:

- Kaufmännischer Angestellter Erich Marquardt, 21 Jahre alt;
  - Bauteniker Gerhard von Zittwih, 21 Jahre alt;
  - Schüler Alfred Schleiter, 18 Jahre alt;
  - Fensterputzer Johann Schindler, 24 Jahre alt;
  - Buchbinder Herbert Wiese, 19 Jahre alt;
  - Borarbeiter Herbert Kellermann, 21 Jahre alt;
  - Schüler Erwin Renner, 18 Jahre alt;
  - Schlosser Ernst Henn, 23 Jahre alt;
  - Buchbinderlehrling Herbert Stuka, 17 Jahre alt;
  - Bankbeamter Erich Pantrath, 23 Jahre alt;
  - Telegraphenbauhandwerker Heinz Köppner, 21 Jahre alt;
  - Bauarbeiter Willi Schwab, 22 Jahre alt;
  - Rechaniker Kurt Wuttke, 22 Jahre alt;
  - Arbeiter Paul Frank, 24 Jahre alt;
  - Werkzeugmacher Herbert Inruh, 22 Jahre alt;
  - Lehrling Willi Kufelinsky, 19 Jahre alt;
  - Transportarbeiter Leo Wergelsberg, 26 Jahre alt;
  - Gärtner Willi Pahl, 23 Jahre alt.
- Die Anklage lautet auf

## schweren Landfriedensbruch und Totschlag

Als erster macht der Angeklagte Marquardt seine Aussagen. Er ist in der Oberrealschule bis zur Obersekunda gekommen und 1926 in die kaufmännische Lehre gegangen. Seit fünf Jahren sympathisiert er mit der nationalsozialistischen Bewegung und ist seit dem vorigen Jahre Mitglied der Abteilung 29. Eine Woche vor dem Ereignis in Röntgental wurde er zum Gruppenführer

# Buchrufer.

Motto: Und willst du nicht mein Bruder sein, zerföhlog ich dir das Kehlebein.

Aus dem Auge quillt die nasse Zähre,  
Wimmernd in der Hand der Holter zuckt:  
Seine Nase einem Militäre  
hat man im Gesicht buchgerudt.

Obchon dieser Mann aufs ungetreute  
Mit der Schwärzen Reichwehr hat gepußt,  
Sind die bittertrauen Nazifäuste  
Trummelwirbelnd nach ihm ausgerußt.

Als des Aufstuhes Banner er entrollte  
In Kürtin, da ist ihn nichts gesehn.  
Über gegen Hillern die Renotte,  
Ach, wie leicht kann das ins Auge gehn!

Damals, rein als Kavaller behandelt,  
kam ein Weichgen er in Ehrenhaft.  
Jetzt wird die Fassade ihm verschandelt,  
So was ist doch einfach etelhaft!

Wie soll da das deutsche Volk genesen,  
Wenn ganz ohne Rücksicht auf Dekor,  
Statt der trummelgebogenen Judennefer:  
Man den Zinten plattbaut dem Major! Jonathan.

einer Sturmabteilung ernannt, die er sich aus Mitgliedern des Stahlhelms selbst bilden sollte. Am 5. März befand er sich im Lokal Frans in der Widenstrasse, um hier für den nächsten Tag ein Zimmer zu bestellen. Er wurde zum Apparat gerufen: eine unbekannte Stimme leitete ihm mit, daß in Röntgental ein Kamerad auf dem Wege zum Vereinslokal überfallen worden und weitere Ueberfälle am selben Abend zu befürchten seien. Ob nicht Hilfe herauskommen könne. Marquardt bat, einen Augenblick zu warten, bezog sich zurück nach vorn und befragte die anwesenden Kameraden, ob sie bereit wären, nach Röntgental hinauszufragen. Zwölf Mann erklärten sich bereit, Marquardt leitete dies dem Kameraden aus Röntgental mit, machte aber zur Bedingung, daß das Fahrgehd zurückfahret werde.

Vorj.: Kamnten Sie die Röntgentaler Nationalsozialisten?  
Angekl.: Ja, ich kannte den Sturmführer Pantrath und auch andere Mitglieder der Sturmabteilung.

Vorj.: Es soll in diesem Lokal stets eine Bereitschaft angewend sein.

Angeklagter Marquardt erzählt weiter: Von der Wirtin des Lokals wurde das Fahrgehd gepumpt, der Angeklagte Schleiter kaufte die Fahrtarten, man bestieg ein Abteil, sang unterwegs Kampflieder und bezog sich nach Ankunft in Buch sofort zum Lokal „Edelweiß“. Vorj.: Was haben Sie unterwegs mit den anderen beprochen? Haben Sie aggressive Pläne geäußert?

Angekl.: Nein. Vorj.: Es soll gesagt worden sein, daß Röntgental in Klump geschossen werden würde.  
Angekl.: Das habe ich nicht gehört. Vorj.: Haben Sie oder Ihre Kameraden Waffen bei sich geführt. Angekl.: Ich hatte mein Pfadfindermesser bei mir, von den Kameraden hatten einige Säde.

Vorj.: Was war weiter? Angekl.: Im Lokal „Edelweiß“ angelangt, sammelte ich das Geld zur Rückfahrt. Dann zogen wir los, um die Kameraden aus Buch nach Hause zu bringen. Vorj.: Haben Sie denn gar nicht mit den Röntgentaler Kameraden über den Zweck Ihres Kommens gesprochen? Angekl.: Nein. Vorj.: Es war aber doch gar nicht notwendig, auf dem Wege nach Buch an dem Reichsbannerlokal vorüberzukommen.

Angekl.: Das weiß ich nicht. Köppner sagte mir nur, daß die Reichsbannerleute meine Kameraden schon wiederholt bedroht hätten

und daß auch heute ein Ueberfall zu befürchten sei, ein Kamerad sei schon früher überfallen worden. Als wir im Dunkeln vor dem Lokal Weichel standen, erschollen in der Schillerstrasse plötzlich Schüsse. Im gleichen Augenblick stürmten unter lautem Gejohle etwa 40 Leute aus dem Lokal heraus. Wir waren im ganzen ungefähr 13 Mann, fühlten uns angegriffen und stürmten den Leuten entgegen.

Vorj.: Was wurde aus Ihrer Witte gerufen? Angekl.

## Rotfront und Heil Hitler!

Vorj.: Und was war weiter? Angekl.: Es fielen Schüsse aus den Reihen der Reichsbannerleute. Vorj.: Daß es auch hinter Ihnen getnaill hat, haben Sie nicht gehört? Angekl.: Nein. Vorj.: Als die Leute in das Lokal zurückgelaufen waren, sollen Sie hineingeschossen haben. Angekl.: Nein. Wir liefen sofort die Schillerstrasse zurück bis zum Bahnhof und trafen dort die Berliner Kameraden, die dageblieben waren, um noch weitere Hilfe aus Berlin abzuwarten.

Vorj.: Haben Sie sich denn gar nicht davon überzeugt, ob jemand von Ihren Leuten verletzt war, da doch aus den Reihen der Reichsbannerleute, wie Sie behaupten, geschossen worden war? Angekl.: Nein. Das habe ich nicht getan, wir suchten einfach nach Hause. Wir sahen noch das Ueberfallkommando anrüden. Vorj.: Sie waren der angegriffene Teil, Sie haben den Angriff stetig abgeköpft und gehen jetzt heim, ohne der Schuss über das Geschehene zu melden? Angekl.: Wir Nationalsozialisten werden immer schlecht gemacht. Ich dachte, daß man uns doch nicht glauben würde. Vorj.: Wann haben Sie mit erfahren, was in Wirklichkeit geschehen war? Angekl.: Erst am nächsten Tage aus den Zeitungen. Vorj.: Sie hatten also in den Zeitungen gesehen, daß es beim bloßen Gegeneinanderstürmen nicht geblieben war, sondern daß auch

## ein Mensch sein Leben eingebüßt

hatte. Wenn Sie der Angegriffene gewesen sind, wäre da nicht das Naheliegende, zur Polizei zu gehen und den Sachverhalt zu schildern? Haben Sie mit Ihren Kameraden die Sache hinterher besprochen? Angekl.: Die Namen der Berliner Kameraden konnte ich nicht. Ich habe nur mit Köppner gesprochen. Vorj.: Was haben Sie mit ihm verabredet? Angekl.: Abzuwarten!

Dem Vorsitzenden wollen

## die faulen Ausreden des Angeklagten

nicht einleuchten. Er macht ihm eine Reihe Vorhaltungen. Der Angeklagte Marquardt ist aber nicht auf den Mund gefallen und findet auch weitere Ausreden. So hatte er in der Voruntersuchung gesagt, daß er das

## Kommando, zu stürmen und zurückzugehen,

gegeben habe. Jetzt erklärt er, nicht stürmen, sondern „türmen“ gerufen zu haben. Er will auch nichts davon gewußt haben, daß ein weiterer Trupp unter der Führung Pantraths gleichzeitig mit seinem Trupp das Lokal „Edelweiß“ verlassen und sich neben seinem Trupp am Reichsbannerlokal aufgehalten hat.

Auf die Frage des Staatsanwalts muß er zugeben, obgleich er eben erst verneint hatte, mit einem Berliner Kameraden nach dem Vorfall gesprochen zu haben, daß er

## mit dem Angeklagten Zittwih ein Abbi verabredet

hat; sie sollten beide ausfragen, daß sie am fraglichen Abend zusammen spazieren gegangen wären. Ferner muß er auf Vorhalt des Staatsanwalts zugeben, daß Rufe, wie „Rache für Wessel“, aus den Reihen seines Trupps vielleicht gefallen seien. Staatsanm.: Es ist auch aus Ihren Reihen Rotfront gerufen worden. Ist das geschehen, um die Reichsbannerleute irrezuführen, sie glauben zu machen, daß ihre Gegner nicht Nationalsozialisten, sondern Kommunisten seien? Der Angeklagte windet sich hin und her und kann keine ausreichende Erklärung für den Rotfrontruf finden. Die Frage des Staatsanwalts, ob die Mitglieder der Sturmkolonne im allgemeinen Waffen führen, verneint der Angeklagte.

Auch der zweite Angeklagte, der Bauteniker v. Zittwih, hat die höhere Schule besucht, es jedoch nicht bis zum Schlußexamen gebracht. Vor einiger Zeit hatte er einen Nervenzusammenbruch erlitten und einen Selbstmordversuch begangen. Zittwih befragt im großen und ganzen die außerordentlich „glaubhaften“ Befundungen seines Kameraden Marquardt, geht jedoch mit ihm in einem außerordentlich wichtigen Punkte auseinander. Demnach sei das Herausstürmen der Reichsbannerleute aus dem Lokal Weichel nicht unmittelbar nach dem Erönen der Pfiffe in der Schillerstrasse erfolgt, sondern die Sache habe sich ganz anders abgepielt.

## Zittwih fortigert die Aussagen Marquardths

dahin, daß die ersten Schüsse in der Schillerstrasse unmittelbar nach den Pfiffen losgegangen seien, daß erst darauf die Gäste aus dem Lokal Weichel herausgelaufen gekommen und nun erst weitere Schüsse gefallen seien.

Auf Fragen des Staatsanwalts weshalb er und seine Kameraden nicht unmittelbar nach dem Vorfall der Polizei Meldung erstattet und weshalb sie mit Marquardt beköpft haben, die Unwahrheit zu sagen, hat Zittwih unverfroren zu erklären: Es war mir sofort klar, daß man uns als Nationalsozialisten die Schuld beimessen würde und daß nach der anderen Seite keine Feststellungen getroffen werden würden. Nach der Vernehmung dieses Angeklagten tritt die Mittagspause ein.

Rechtsanwalt Dr. Beckern beantragt als Zeugen Adolf Hitler, den Hauptmann a. D. von Pfeffer und den thüringischen Staatsminister Fric zum Beweis dafür zu laden, daß die Nationalsozialisten bei den Auseinandersetzungen mit ihren politischen Gegnern fast zu 100 Proz. sich in Notwehr befinden. Ferner beantragt der Rechtsanwalt, eine Auskunft des preussischen Ministeriums des Innern darüber anzufordern, ob es richtig ist, daß auf Veranlassung der sogenannten Republikanischen Beschwerdestelle gegen den Landjäger Gudat, der Zeuge in diesem Prozeß sein soll, ein Disziplinarverfahren eröffnet worden ist und gleichzeitig auch die Akten dieses Disziplinarverfahrens anzufordern.

# Flugzeug stürzt auf Zuschauer.

## Zwei Personen getötet.

New York, 14. Juli.

Während einer nächtlichen Flugvorstellung auf dem Curtiss-Feld stürzte ein Flugzeug ab. Durch den Propeller wurden zwei Zuschauer getötet. Das Flugzeug wäre beinahe in eine mit Menschen überfüllte Tribüne hineingefallen. Unter den Zuschauern brach eine Panik aus. Zahlreiche Personen erlitten leichtere Verletzungen.





# Weizenenernte in Kanada

## Neun Tage Landarbeiter

Das Arbeitsamt und die Wartehallen der Bankgeschäfte, in denen die neuesten Erntebilder aufleuchten, sind in den letzten Julitagen von verdächtig aussehenden Individuen belagert. Doch niemand verwehrt ihnen den Zutritt. Man kennt diese Leute, die jedes Jahr auf die große Gelegenheit warten, während der Weizenenernte in der Prarie als begehrte Arbeitskräfte verlangt zu werden und dieses einzige Mal im Jahre unentbehrlich zu sein.

Selbst unsere Kleinstadt im fernen Westen des Felsengebirges packt die allgemeine Erregung: Wie wird die Ernte ausfallen? Die Lokaltätchen können ihre Auflage erhöhen, denn jeder Tramp und Wanderarbeiter laßt sich für die letzten Cents die amtlichen Meldungen über den Stand der Ernteaussichten im Vergleich zu den Vorjahren, die Mitteilungen über gute Gegenden und andere, wo die Hitze alles ausgedörrt hat, und schließlich kommen zum Schluß die effektiven Anforderungen der Arbeitskräfte heraus. Vertreter des Farmdepartements, der Eisenbahngesellschaften und der Gewerkschaften kommen zusammen und regeln gemeinsam den ungeheuren Zustrom der Saisonarbeiter. Auf Grund der Ernteschätzungen werden auf den Arbeitsämtern des Ostens und Westens Leute angefordert, und so ein Lieferangebot oder eine Knappheit an „harvesters“ (Erntehelfern) verhindert.

Das Jahr 1929 war nun sehr schlecht und wo nicht gar durch die große Hitze alles ausgedörrt war, hatte der mangelnde Regen doch bewirkt, daß die Halme selten über eine Höhe von 20 bis 30 Zentimeter hinauswuchsen. Die wilden Gerüchte gingen herum, bis das Kommunikationsministerium herauskam und es grausame Wahrheit wurde, daß infolge der ungemein schlechten Aussichten in diesem Jahr die Sonderzüge der Erntehelfer aus dem Osten ausfallen. Nur aus dem näheren Westen, von der Provinz British Columbia, wurden etwa 6000 Mann angefordert.

Für uns, die wir in dieser glücklichen Lage waren, konnte diese Regelung ja nur gut sein, denn dadurch wurde ein Fallen des Lohnes durch übergroßes Angebot verhindert. Doch für die vielen überzähligen Arbeitskräfte des Ostens bedeutete es eine große Gefahr. Nicht nur durch den Ausfall des Verdienstes, sondern auf diese Nachrichten hin stoppte auch die Industrie sofort ihre Produktion ab und die Arbeitslosenziffer schnellte in die Höhe.

### Im Harvestertrain nach Saskatchewan

Immer kleiner wurden die herumlungelnden Gruppen der Wanderarbeiter auf der Hauptstraße unseres Ortes und niemals haben die Frachtzüge soviel blinde Passagiere, wie in den Tagen des allgemeinen Rennens nach der Erntearbeit. Die alten, erfahrenen Kämpen haben jedes Jahr dieselbe „Bosse“, nur die Neulinge lassen sich durchs Arbeitsamt vermitteln. Und nach langer Pause waren dort jetzt fast ausschließlich wieder Stellen zu haben.

Zwar begann auch die Arbeit in den Obstgärten, aber der gute Verdienst in der Prarie und neue Erlebnisse lockten. So ließ ich mir, trotz der Warnungen unserer Bekannten, daß die ganze Erntearbeit eine große Schinderei sei, zusammen mit einem Freunde ein „harvester ticket“ (Erntearbeiter-Billet) ausstellen, das nur ungefähr den vierten Teil eines regulären Billetts kostete, und mit einem vollbekannten Kaufmann verließen wir unser liebgehabtes Tal in den Rocky Mountains.

Im der Hauptstraße müßten wir auf den Sonderzug für Erntearbeiter warten, der mit Ochsen und dem im Overoll oder der leinenen Kahlhose mit einem gleichfarbigen Hemd bekleidet, überfüllt ist. Auf der Plattform, an den Rändern der Dächer, überall sitzen die Kerle bei dem herrlichen, warmen Wetter herum. Erzählen, den anderen in den Erlebnissen übertrumpfen und wetten ist natürlich die Hauptbeschäftigung der Bande.

Unterhalb Tage dauert die Fahrt durch das Paradies der Hochgebirgswelt, dann erreichen wir die Ebene, bis die unendliche Prarie wie ein flacher Teller vor uns liegt. Erdärmlich sehen die Felder aus, nach deutschen Begriffen mehr wie eine unfruchtbare, ausgedörrte Steppenlandschaft und nicht wie eine der größten Kornkammern der Welt. Und doch wird dieses Getreide geerntet. Hier macht es die Quantität, denn bei den ungeheuren Strecken ergibt sich doch ein bemerkbares Ausdrehen, zumal die Aussicht auf bessere Preise besteht.

### Für 5 Dollar 1/2 Stunden schuften

Wir haben uns in Regina, der Hauptstadt der Provinz Saskatchewan, eine der Hauptgetreidegegenden, auf dem Arbeitsamt zu melden. Nach einer halben Stunde Wartens kommt ein schmächtig aussehender, kleiner Farmer herein, der für seine Dreschmaschine noch vier Leute braucht. Wir werden aufgerufen, mit einem Handschlag dem Manne als „first class harvester“ übergeben und alles weitere wird sich finden.

Das Auto, ein ganz neuer, vierfüßiger Pontiac, steht schon vor der Tür und etwas gedrängt, das Gepäck hinten hoch aufgesteckt, stehen wir los. Immer in neuen, genau rechtwinkligen Kurven und auf geradlinigen Straßen nach Norden. Zum letzten Male wird die Eisenbahnlinie passiert, dann sehen wir nur noch riesige Felder, auf denen die Traktoren rattern und die Dreschmaschinen kummern. Überall stehen dieselben, gleichförmigen, großen Schuppen und daneben das meist viel kleinere Wohnhaus aus Holz. Es gibt ja keine Dörfer, wie in Deutschland, sondern jeder Farmer besitzt etwa eine Quadratkilometer Land und legt Scheune und Wohnhaus in die Mitte.

Nach zwei Stunden Fahrt, es hat schon lange jede anständige Fahrstraße aufgehört und selbst unser kräftiger Wagen tanzt unter der Last von fünf schweren Männern hin und her, halten wir endlich vor einem der Farmhäuser. Wir werden zunächst in der Garage untergebracht; eine alte Matratze und etwas Stroh ist die ganze Einrichtung. Am Haupteingang ist zu wenig Platz, kaum genug für die kinderreiche Familie. Die Farmer wohnen oft in ganz unzulänglichen Wohnungen, aber eine hohelegante Car, mit der er am Samstag abends in die Stadt fahren kann, besitzt jeder. Die Hauseinrichtung besteht im wesentlichen aus einem luxuriösen Radio, das über die lange, öde Winterzeit hinweghelfen muß; im übrigen ist alles äußerst primitiv. Ein paar alte Stühle, Tisch und Schrank, dazu ein zusammengeschlagenes Bett mit Fellen, das ist alles. Dabei

ist der Mann nicht arm. Die Farm ist 640 kanadische Aker groß, also etwa 300 Hektar, immerhin selbst für Kanada ein schöner Besitz. Es gibt eben keine Bauern nach unserem Begriff. Sie sind alle reine Geschäftsleute, ohne jede Verbindung mit ihrem Grund und Boden.

Fünf, höchstens zehn Jahre harte Arbeit und kümmerliches Dasein, dann aber will jeder soviel erübrigt haben, um den Rest seines Lebens in der Stadt oder in Kalifornien zu verbringen. Manchem gelingt es — die anderen haben Pech, schlechte Ernten im Anfang. Sie können ihre Abzahlungsraten nicht bezahlen und sind dann meistens für ihr ganzes Leben gefesselt.

Beiläufig erwähnt Shorty, ein Spitzname auf seine kleine Statur, die Arbeitsbedingungen: Fünf Dollar den Tag beim Dreschen und drei Dollar fürs Säen der Samen, das sind die vom Arbeitsamt festgelegten Mindestsätze.

Und nun kann die Schusterei beginnen. Nach am selben Abend bekommt jeder sein Gespann zugeteilt, hat sein Geschirr in Ordnung zu bringen, die Pferde zu füttern usw., damit es am nächsten Morgen noch in der Dunkelheit losgehen kann.

Ich habe zunächst als Auflader im Felde zu tun, und brauche nicht mit den Pferden zu hantieren. Ein Blau, denn ich hatte in meinem Leben noch keinen Gaul geschirrt, viel weniger ein Gespann mit hochgeladenem Wagen an die Dreschmaschine gefahren. So ging anfangs alles gut. Von morgens fünf bis in die Nacht hinein hebe ich Garbe für Garbe übereinander, bis der Rücken sich vor Schmerzen nicht mehr biegt und die Hände dicke Schwielen bekommen. Glühend heiß brennt die Sonne über Mittag, während es des Nachts eiskalt ist und wir unter unseren Decken in der windigen Garage frieren. Ich hätte dieses Leben wohl nicht lange ausgehalten, wenn nicht immer ein paar Regentage dazwischen gekommen wären, an denen es keine Arbeit gab und wir unsere erschöpften Körper wieder auffrischen konnten.

Außerdem ist das Essen tadellos und die Farmersfrau hat ihre Last, uns hungrige Wölfe mit Speck und Eiern, Hasebrot, verschiedenen Sorten Torten und was zu einer regelrechten, kanadischen Erntemahlzeit alles gehört, satt zu kriegen.

Draußen heulen Wind und Regen um das kleine Holzhaus und immer neue, dicke, schwere Wolken kommen von der Hudson-Bay herüber. Drei Tage schon liegen wir hier herum, während der Weizen auf den Feldern verdirbt.

Nach einem Streite mit dem Farmer kündigt einer der anderen Leute seinen Dienst auf und damit kommt für mich leider das bittere Ende und mancher Fluch hat die Pferde getroffen, die man mir anvertraut. Aber schließlich kann man alles lernen, besonders in Amerika.

Das Dreschen geht hier so vor sich, daß man die Maschine mit dem Traktor in die Mitte des Feldes fährt und nun das Getreide herbeischiebt, das gleich draußen gedroschen wird. Das Stroh läßt man einfach auf das Feld hinausblauen, während die Körner durch ein Rohr in ein verstellbares Haus geblasen werden. Winterdreschen in der Scheune kennt man nicht. Dazu sind die Verhältnisse zu gewaltig und der Betrieb zu spezialisiert.

Die meisten Farmer gehören einer Abzahngenossenschaft, dem Pool, an, wozu sie den Weizen nach der Ernte bringen und wo er in riesigen Elevatoren aufbewahrt wird. Im Laufe des Jahres erhält dann der Farmer seine Bezahlung je nach dem Verkauf. Dadurch wird das Verschleudern des Getreides im Herbst verhindert und eine gewisse Marktregelung durchgeführt.

Die 100 bis 200 Dollar, die ein Arbeiter in guten Jahren während der Ernte verdient, bilden den eisernen Bestand für die lange Winterzeit, wo es außer Holzfällen in dem Agrarlande Kanada kaum eine Arbeit gibt. So bildet der Weizen das wirtschaftliche Rückgrat des ganzen Landes, die Grundlage für das kommende Jahr, für Industrie und Handel ist der Ausfall der Ernte.

Karl Moeller.

# Gemüse vor den Toren Berlins

## Gang durch einen Großbetrieb

Bei Rauen liegt der Riesenbetrieb des Rittergutsbesizers Dr. Schürich, der als Musterlandwirt Weltreife besitzt. Der Betrieb umfaßt 13 000 Morgen Eigentum und Pachtland. Das Geschäftsprinzip dieses Landwirts und Kaufmanns ist, die Landwirtschaft jeder sich rentierenden Reserverung und der Lage des Marktes anzupassen. Auf rund 4000 Morgen erfolgt Anbau von Gemüse, 4000 Morgen werden mit Getreide (Weizen) und 4000 Morgen mit Kartoffeln bebaut.

In dem außerordentlich umfangreichen Maschinenpark interessieren vor allem die Erbindreschmaschinen, die Dr. Schürich als erster in Deutschland eingeführt hat. Sie kommen 3000 M. Zoll (amerikanisches Maß). Dr. Schürich hat 1000 Morgen Erbsen angebaut. Der Morgen trägt etwa 15 Zentner. Die Maschinen (zwei Zwillingsschneidmaschinen) arbeiten etwa fünf Wochen, da die verschiedenen Sorten verschieden reifen. Sie liefern täglich 250 bis 300 Zentner Kerne. Dr. Schürich hat einen eigenen Saatgutzüchter und züchtet selbst neue Sorten.

Jede Maschine erntet 80 dreschende bzw. die Erbsen hütende Frauen, zusammen werden 320 Arbeitskräfte weniger gebraucht.

Der Arbeitsprozeß auf dem Gut dauert von morgens 2 Uhr bis mittags 14 Uhr; um 18 Uhr sind die Kerne schon in der Konservenfabrik. Das Kraut kommt auf das Feld und wird untergedockert, es ist Stickstoffträger und Bodenverbesserer. Hinterher wird sofort Kohl gepflanzt. Durch das Unterpflügen des Erbsenkrautes (ebenso des Zuckerrübenkrautes) verspricht man sich eine um drei Zentner höhere Ernte im folgenden Jahr.

Beim Ansehen der Maschinen im Maschinenpark bedauerte der Inhaber, daß so viele Landwirte wohl ihre Pferde, niemals aber die Maschinen mit Sorgfalt pflegen. Er begründet mit dieser Forderung seine umfangreiche Maschinen-Reparaturwerkstatt, in der repariert, ausprobiert und neue Maschinen und Anwendungsmöglichkeiten erfunden werden. Die Schlosser — Landarbeiterhandwerker — arbeiten wie die anderen Landarbeiter hier 11 Stunden im Sommer.

Die neue Konstruktion eines Mähdreschers, der zugleich Mäh- und Dreschmaschine ist, und in der Stunde bis zu 70 Zentner Getreide schneidet, fand erhöhte Aufmerksamkeit der Kurjustiznehmer. Der Arbeitslohn betrug früher bei Waggon 13—14 M. pro Morgen seit Einführung des Mähdreschers nur 1,80 M. für Handarbeit, das wäre dann nur der neunte Teil früherer Aufwendungen. Rechnerman Abschreibung und Berginsung für den Mähdrescher hinzu, stellen sich die Kosten pro Morgen auf die Hälfte des früheren Betrages.

Drillmaschinen, auch vereinheitlicht auf 4 Meter Breite wie alle anderen Maschinen und so sein in der Ausfaat, daß auf den Morgen z. B. genau 123 Gramm Kohlsamen kommen, Hackmaschinen, so verbessert, daß sie von einem Mann bedient werden können, der mit den Armen lenkt und mit den Füßen steuert, die Einführung von Hülsen über den Wagenachsen und vieles andere beweist, daß hier ein Landwirt tätig und leitend wirkt, der in der Wirtschaftsweise allen historischen Plunder zur Seite wirft. Er bezeichnet es z. B. als Wahnsinn, daß die Katerwagen noch wie zu Zeiten von Pontius Pilatus aussehen, daß es 240 verschiedene Wagenachsen in Deutschland gibt, daß er selbst auf den verschiedenen Gütern 280 Wagen, einen anders als den anderen, vorgefunden habe, und zwar für 30, 50 und 80 Zentner. Drei Typen würden da genügen.

Der Besitzer führte uns nun durch die riesigen, einheitlich bebauten Landflächen.

Der Weizen (Dickopf) ist kurzstämmig und sehr ertragreich. Bei genügend Kalkzusatz ist heute Weizenanbau auch auf leichteren Boden schon möglich. Hier werden 40 Pfund Saatgut auf den

Morgen verwendet. Der Fruchtstand ist gleichmäßig gut. Dr. Schürich beschäftigt insgesamt 960 Leute; es kommen bei 13 000 Morgen also etwa sieben Leute im Durchschnitt auf 100 Morgen. Damit ist auch der Nachweis erbracht, daß durch intensiveren Anbau (Grünbau usw.) trotz Verminderung technischer Errungenschaften die Zahl der Beschäftigten höher ist, als bei einem landläufig bewirtschafteten Großbetrieb, der durchschnittlich 3,5 Leute auf 100 Morgen beschäftigt.

Neuartig sind auch Schürichs Ansichten über Frühgemüse und Frühobstkultur. Rühkhäuser wären notwendig, um das zur Zeit der Frei- und Höchstpreise Erzielte für die anderen Jahreszeiten zu konservieren. Er plant ein solches Rühkhäuser für Tomaten.

Dr. Schürich sprach sich mit trockenem Humor über die Preisunterschiede zwischen Land und Stadt aus:

|                                |         |
|--------------------------------|---------|
| Shoten ab Gut Markee . . . . . | 8 Pf.   |
| Transport . . . . .            | 1/2 Pf. |
| Berlin . . . . .               | 25 Pf.  |

So wollte er im Frühjahr Weißkohl, der ihm mit 80 000 Zentnern liegengelassen war, nach Berlin liefern für 80 Pf pro Zentner. In Berlin kam er 6 M. Also das Zehnfache. Rotgedrungen mußte er 40 000 Zentner unterpflügen.

Viel Schuld haben die Hausfrauen. Die Berliner Frauen ziehen den italienischen Blumentohl vor. In diesem Jahre kaute er nun Blumentohl. Die Köpfe sind bei der Dürre kleiner geraten, demzufolge wollen ihn die Berliner Frauen nicht kaufen, und es wird sich in den nächsten Tagen zeigen, daß der ganzen Pflanzung das gleiche Schicksal der Unterpflügung blühen wird. Wir Kurjustiznehmer überzeugten uns bei dem Gang durch die Pflanzung selbst davon, daß mancher Kopf einen gelben Schimmer hatte, sonst aber fest war und würzig duftete. Der Besitzer bedauerte auch, daß er Warenhäuser, wie Wertheim, Tied und Karstadt, nicht beliefern konnte, weil diese ihre Verkäufer lieber in die Markthallen senden. Ja, um diese Hunderte von Morgen Blumentohl wäre es schade, man denke an die hungernden Proletarierfamilien der Arbeitslosen und Kurzarbeiter, die gern zu verbilligten Preisen kaufen würden. Jeder verkauft der Berliner Konsumverein kein frisches Gemüse, sonst wäre auch hier, von den häßlichen Gütern aus wie von Großgemüseproduzenten im Interesse der Konsumenten wie der Produzenten Abzug und Abnahme besser zu regeln.

Der nächste Besuch gilt 200 Morgen Stangenbohnen die eine bessere Qualitätsbohne liefern als die Buschbohne. Man nehme Drahtstangen, gekreuzt an waagerechten Drähten, erliegen teure Hochstangen, die Krankheiten überwinden und das Licht rauben. 100 Flächen — 250 Morgen — mit Frühkohl, der jetzt noch eine Delikatess ist, folgen den Bohnen. Und nirgends auch nur eine Spur von Unkraut. Dr. Schürich sagt, daß wir nicht reich genug sind, um Unkraut mitzuernähren. Pro Morgen werden hier 60 bis 75 Zentner Kohl geerntet.

### Ueber den finanziellen Erfolg

des Gesamtunternehmens befragt, äußerte sich Dr. Schürich sehr zurückhaltend. Der Bau von 1000 Morgen Erbsen sei dieses Jahr ein Fehlschlag, weil sie nur ein Drittel des Ertrages lieferten. Statt 250 M. Bruttoertrag pro Morgen, seien es in diesem Jahre nur 105 M. pro Morgen. Das bedeutet einen Minderertrag gegenüber dem Anschlag von 250 000 M.

Bei anderen Produkten geht es dann wieder besser. Immerhin ruhen auf dem Gesamtunternehmen 1 400 000 M. Schulden und da muß mit äußerster Energie gearbeitet werden.

Max Simon

# In der Heilbut Swarze A Ein Berliner Roman

(30. Fortsetzung.)

Sie stand am Fenster und sah in den Hof hinunter. Ein Sprung hinab ohne Geräusch war undenkbar. Jeden Versuch, sich durch einen der Nachbarn, von Fenster zu Fenster, Hilfe zu verschaffen, empfand sie als den Anfang eines Skandals.

Dann warf sie sich wieder über die Chaiselongue. Sie schlüpfte. Die Stunde verging. Es wurde Nachmittag.

Mit einemmal packte den immer noch im Hotel wartenden Hammer Schlag die Wit. Er brüllte nach der Rechnung, und man sollte ihm ein Auto bestellen, er schmeiß seinen Handkoffer und sich selber in den Wagen, kaufte zum dritten Bezirk und rannte die Treppen hinauf, immerfort für sich hinstuckend, mit sich selber redend. In der Wohnungstür begann er ohne weiteres zu klingeln und mit der Faust zu bumsen (in keinem Innern hörte er die Eisenbahn pfeifen), er machte einen Lärm, daß es zum Fürchten war, und merkte selber nichts davon.

Aber schon nach wenigen Augenblicken tief von drinnen eine Stimme voll Bangigkeit und Hoffnung:

„Wer ist da?“

„Ich bin's, Denise!“ schrie Hammer Schlag, der die Stimme erkannte hatte, „Dementschen, Kind, was ist denn los, warum läßt du mich denn im Stich?“

„Ich bin eingesperrt“, schrie Denise, „lauf, Max, hol in der Geschwindigkeit einen Schlüssel, eingesperrt bin ich, ich komm nicht kommen —“

Hammer Schlag stand draußen vor der Tür und verarbeitete das Gehörte.

„Eingesperrt? Wer hat das getan?“ rief er; waren Diebe und Mörder da?“

Er bekam keine Antwort. Von drinnen waren eilige Schritte und die gedämpfte Stimme der Majorin zu vernehmen. Denise hörte er aufgeregter weinen und schreien. Die Majorin suchte sie zu beruhigen.

Donnerwetter, dachte Hammer Schlag plötzlich, das alte Huhn (aber hat kein Küken eingesperrt —?)

„Machen Sie auf“, rief er, „Frau Majorin, mein Zug nach Berlin geht in einer halben Stunde.“

„Lauf doch zum Schlosser, Max“, hörte er Denise rufen, „Sie macht dir nicht auf und läßt mich nicht frei.“ Er hörte den Wortwechsel weiter toben.

„Schön“, rief er, „zum Schlosser also!“

Aber ehe er noch die ersten Stufen vorwärts genommen hatte, hörte er das Geräusch eines Schlüssels im Schlüssel. Er hielt abwartend inne.

Gleich darauf erschien die Majorin im Rahmen der Wohnungstür.

„Wie können Sie denn wagen, sich noch einmal in diesem Hause leben zu lassen“, zischte sie ihm zu, „nach dem Brief, den ich Ihnen geschrieben habe. Ich vermittele mit einem Stalldiener!“ Sie flüsterle: „Fahren Sie auf der Stelle zum Bahnhof... nach Berlin...“

Hammer Schlag hatte höflich seinen Hut gezogen. Er näherte sich wieder der Wohnungstür.

„Ich erlaube mir ergebenst zu bemerken“, sagte er, „daß Sie gar kein Recht dazu haben, Ihre Tochter einzuschließen... Das ist Freiheitsberaubung...“

Als er dies gesagt hatte, sah er die Majorin durch unsichtbare Hände von der Tür zurückgerissen, im nächsten Augenblick flog Denise mit dem Hut schief auf den Haaren an ihm vorbei, „komm“, schrie sie „komm“, aber Hammer Schlag roste schon postierend hinter ihr her die Treppe hinunter. Vor dem Hause stand das Auto, in dem er gekommen war. Vom Fenster oben sah die Majorin zornbleich auf die Straße. Das Automobil karrte los, Frau von Langen stürzte an das Kleiderpind, um Hut und Mantel hervorzuzaubern.

## 10. „Arnold, lehre zurück!“

Zwei Tage lang hatte Arnold von seinem Taschengeld, jener einen Mark und fünfzig Pfennigen, die bei der Durchsuchung in seinem Besitz verblieben waren, gelebt. Nachts hatte er bis etwa zwei Uhr in Wartefallen gefressen, dann hatte er es sich auf einer Bank im Tiergarten sozusagen bequem gemacht und später, wenn das Leben in den Straßen aufwachte, wenn diezüge von Arbeitern und später von Angestellten zu den Hochbahnstationen marschierten, war er umhergewandert und hatte sich diesen inopulanten Anblick des Tages als ein unbeteiligter Beobachter angesehen. Abends hatte er Museen besucht. Vor den Bildern der Nationalgalerie im Palais Unter den Linden brachte er mehrere Stunden zu.

„Bei dieser Gelegenheit bekomme ich doch einmal etwas zu sehen“, sagte er zu sich selbst.

Als er aber am zweiten Tage sein Geld bis auf einen geringen Rest für das Mittagmahl — eine Suppe samt einigen Brötchen — ausgegeben hatte, bekam die Frage, auf welche Weise er mit der eben abgebrochenen Vergangenheit neue Verbindung fände, akute Bedeutung. Es handelte sich für ihn darum, die sicherste Straße in seine alten Lebensumstände zurückzufinden — die Straße, auf der er nicht Gefahr lief, seinen Beschuldigten von vorgestern in die Arme zu rennen. Schwierig war die Sache nur eigentlich deshalb für ihn, weil zu den Beschuldigten ja scheinbar auch seine Mutter gehörte. Er wußte nicht, wo er sich hinbegeben sollte, wenn Hunger und Schlafbedürfnis unabwendbar über ihn kämen. Mit den Verwandten, deren er einige in Berlin hatte, war er durch seine Mutter, wie man sagt, „verfeindet“.

Gedankenvoll hatte er einen Brief aus der Bruttische seiner Wette geholt und ihn langsam in immer kleineren rechtliche Felder zerrissen. Es war der Brief für das Fräulein aus dem Redaktionsbüro, dessen Name er nicht kannte; jenen Brief, den er unter keinen Umständen fremden Augen hatte preisgeben wollen und der ihn zu dem jugendhaften Streich seiner Flucht veranlaßt hatte. Den losen zurückwändiggeschüttelten Gegenstand warf er auf eine Mistkiste, die am Rande des Fahrgeweges stand.

Einige Schritte weiter blieb er vor einer Tischkassette stehen;

Auf einem roten Anschlag sah er in großen Buchstaben seinen Namen. Für einen Augenblick stockte ihm das Blut. Auf dem Plakat stand zu lesen:

Arnold, lehre zurück,  
ich bringe alles in Ordnung.  
Lolli.

Enttäuscht biß er sich auf die Lippe. Einen Menschen namens Lolli kannte er nicht. Hätte statt dieser Unterschrift „Deine Mutter“ dagestanden, ja wäre kein Zweifel möglich gewesen — der Anschlag hätte Bezug auf ihn gehabt.

„Ich wollte, jener Arnold wäre ich“, knirschte er zwischen den Zähnen, „diese Lolli ist wahrscheinlich die Braut oder das liebe Mädchen, vielleicht auch die Frau von dem anderen Arnold da...“

Es begann zu regnen. Jedenfalls schadet der Regen meinem Hut nicht, dachte er — denn er trug seit seiner Flucht aus dem Kantor keine Kopfbedeckung. Er schlug den Kragen hoch. In der Bülowstraße unter den wichtigen Konstruktionen der Hochbahn hatte er Deckung vor dem Wetter. Er überquerte die Potsdamer Straße und spazierte weiter, die Augen sinnend zu Boden gesenkt, in der Richtung zum Dammplatz.

Dann blieb er unvermittelt stehen und sah nach den goldenen Ziffern der Uhr an der Lutherkirche. Ein außerordentlicher Gedanke beherrschte ihn. Er nickte lebhaft, ging zum Fohrtartenhalter der Hochbahn und löste für den Rest des Geldes ein Billett.

\* \* \*

In der Tat war es Lolli Weinmeister gewesen, die unter Aufgebot all ihrer Mittel den Anschlag an der Tischkassette veranlaßt hatte. Als sie, nachdem bereits alles vorüber war, von Dr. Cibulski die Ereignisse jenes abenteuerlichen Vormittags erfahren hatte, war das Gewissen in ihr laut geworden. Sie wußte sich in bezug auf den Geldschrank, den sie verschiedentlich geöffnet hatte, schuldig; der Lehrling der Versicherungsfirma stand unschuldig in Verdacht. Doch er nicht wegen des Geldschanks, sondern um ihrer willen durchs Schlüsselloch gespäht hatte, ergab sich für Lolli von selber. Unbegreiflich blieb ihr nur, weshalb der merkwürdige Jüngling dennoch einem Verbrecher gleich ausgerissen war, anstatt seine Unschuld zu beweisen. Hatten ihn seine Ankläger so heftig bedroht, daß er keinen Weg mehr sah außer Flucht?

Lolli mußte ihr Gewissen zur Ruhe bringen. In ihrer Auf-

regung schrie sie am nächsten Tage Dr. Cibulski während an: Ob habe eine Kiefendummheit gemacht; sie, Lolli, kenne den Lehrling und wisse, daß er ein durchaus ehrenhafter Mensch wäre. Dr. Cibulski möge es mit seinem Gewissen ausmachen, wenn ein Unglück passierte.

Als Dr. Cibulski hörte, daß Fräulein Weinmeister mit dem kriminellen Lehrling bekannt war, sah er sie mit einem Blick tiefsten Mißtrauens an.

Lolli hoffte frampfhaft auf Erfolg des Anschlags an der Säule. Der Lehrling Fein lebte Tags und im Traum in ihren Gedanken. Die bevorstehende Ankunft Hammer Schlags, von der sie unter anderen Umständen ganz erfüllt gewesen wäre, trat in ihrer Gedankenwelt hinter jener Erwartung zurück.

In diesem Nachmittag, als sie das Büro verlassen hatte und eben die Sperre der Hochbahnstation am Halleschen Tor passieren wollte — fühlte sie sich plötzlich von hinten am Arm berührt. Sie fuhr herum —

Er war's!

(Fortsetzung folgt.)

## Das neue Buch

### Geschwisterliebe

Jean Cocteau: Enfants terribles. Roman aus dem Französischen überetzt von Hans Kauders und Ephraim Tirsch. (Berlin, Kiepenheuer, 183 S.)

Das Thema der Geschwisterliebe, das jetzt in der Dichtung — es sei nur an Leonhard Frank, Robert Neumann und Rosimir Edschmid erinnert — so großen Ansehens findet, wird von Cocteau nochmals, und man muß sagen ganz eigenartig, behandelt. Nicht der Inzest, die Blutschande in ihrer groben, körperlichen Form bindet Paul und Elisabeth aneinander, sondern das weit stärkere und geheimnisvollere Band, daß sie im Denken und Wollen einander ergänzen, daß eines die Träume und Wünsche des andern zu Ende führt und stündlich ohne Erfüllung bliebe, wenn das ihm Geschwister nicht neben ihm stünde. Ein Mysterium der Beziehungen also, rätselhaft doch unwiderstehlich hinüber und herüber flutend, beim kindlichen Spiel beginnend und in der Tragik des gemeinsamen Sterbens gipfelnd. Dieses Mysterium ist so stark, daß es alle in seinen Bann zieht, die ihm nahe kommen; die gelähmte, in den Tod hinübertauchende Mutter; einen fremden Arzt und eine fremde Pflegerin; die ganz ihr eigenes Ich verlierenden Freunde Gérard, Agathe und Michael und sogar, ja am stärksten, die toten Dinge: das gemeinsame Zimmer, eine Tote mit kindlichen „Schönen“, ein neu bezogenes Haus, eine Photographie, ein Unglücksauto, eine Bistflugel und dergleichen mehr. Erzählt wird das alles, die Absurditäten der Spiele und die Seltensarten der Verwicklung mit einer kühlen, streng gebändigten Ruhe, Psychoanalyse, mystische Durchleuchtung des Alltags und sicheres Stillegefühl schließen miteinander einen eigentümlichen Bund. Sie bewirken, daß man den Roman, ohne zu fragen und zu zweifeln, als Kunstwerk anerkennt; aber sie vermögen die Ueberzeugung nicht zu zerstreuen, daß er eigentlich nur den Dichter selbst etwas angeht, für den Leser bleibt er die meisterlich gefonnene Darstellung eines abwegigen, allgemein menschlich unwesentlichen Sonderfalls, bleibt er Individualist in einer dem Kollektiven zustrebenden Epoche.

Dr. Alfred Kleinberg.

## WAS DER TAG BRINGT.

### Die längsten Tage in Europa.

Während in Deutschland die längsten Tage um die Mitte Juni etwa 16 bis 17 Stunden dauern, gibt es im nördlichen Europa Gegenden, wo die Tage in dieser Jahreszeit von bedeutend größerer Länge sind. Zu diesen Gegenden gehört an erster Stelle die Insel Island, auf der die Sommerhelle volle 3 1/2 Monate dauert, da die Sonne in dieser Zeit nicht unter den Horizont sinkt. Dann folgt das norwegische Städtchen Vardø, am Barangerfjord gelegen, wo der längste Tag ebenfalls einige Monate, vom 22. Mai bis 21. Juli dauert. An dritter Stelle steht die schwedische Grenzstadt Torneå im nördlichen Finnland, wo der längste Tag freilich nicht mehr nach Monaten berechnet wird, immerhin aber 21 1/2 Stunden lang ist. Im Gegensatz dazu beträgt die Länge des kürzesten Tages am 21. Dezember nur 2 1/2 Stunden. In Petersburg wie in Tobolsk bleibt die Sonne am längsten Tage 19 Stunden über dem Horizont, um am kürzesten Tage schon nach 5 Stunden wieder zu verschwinden. Die Sommer- und Wintertage in Stockholm und Uppsala sind im allgemeinen von der gleichen Länge wie in Petersburg und Tobolsk, nur daß in ihnen der längste Tag 18 1/2 und der kürzeste 5 1/2 Stunden dauert. In Berlin hat der längste Tag mit 17 Stunden die gleiche Dauer wie der längste Tag in London.

### Wie man Schriftzüge wieder lesbar macht.

Schriftzüge, bei denen im Lauf der Zeit die Tinte stark ausgeblüht ist, kann man auf einem einfachen chemischen Wege wieder deutlich lesbar machen. Dazu empfiehlt sich die Anwendung von Schwefelammonium. Eine frische Lösung davon in Wasser ist farblos, und man kann ein Gelbwerden dadurch verhindern, daß man sie bei Nichtgebrauch in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt. Man übergießt die betreffenden Blätter mit Schwefelammonium; dann erfolgt eine Wäsche mit kaltem Wasser; schließlich wird eine Trocknung durch sanfte Erwärmung oder mit einem Ausblättel vorgenommen. Bleicht die Schrift noch und nach wieder aus, so wendet man nun am besten eine Lösung von Tannin (Gerbsäure) an.

### Der erste Entdecker des Südpolargebiets.

Wie aus einer Abhandlung des amerikanischen Schriftstellers Hugo Prescott hervorgeht, gebührt der Ruhm, den antarktischen Kontinent zuerst entdeckt und betreten zu haben, einem jetzt verstorbenen amerikanischen Seefahrer Nathaniel Palmer, der bereits im Jahre 1820 dort landete. Die hinterlassenen Papiere Palmers befinden sich zum Teil in der Nationalbibliothek in Washington, zum Teil im Besitz des Großneffen Palmers in Stonington (Connecticut). Im Jahre 1819 hatte ein Kapitän Fanning aus Stonington von einer Reise zu den Kurorainfeln (südlich von den Falklandinseln) reiche Ausbeute an Robben- und Seehundfellen mitgebracht und durch ihren Verkauf einen Gewinn von 20000 Dollar erzielt. Seine Erzählungen veranlaßten die Schiffseigentümer von Stonington, eine kleine Flotte von acht Schiffen auszuschicken, von denen eines, „Hero“, dem Befehl des damals kaum zwanzigjährigen Palmers unterstellt wurde. Durch den Sturm in der Nähe des Kap Horn von den anderen Schiffen abgetrieben, segelte Palmer auf eigene Faust weiter südwärts, um noch roßere Jagdgebiete zu

finden, als die Kurorainfeln boten. Bei dieser Fahrt in steilem Kampf mit Eisbergen und Eischollen stieß er auf die Küste eines Landes, das in seinen Karten nicht verzeichnet war und das er für eine Insel hielt. Er lief in verschiedene Buchten ein, wanderte auch eine Strecke landeinwärts, fand aber nur die verschiedensten Vogelarten, aber das Bild, das er suchte, fand er nicht. Da wandte er den Kurs wieder nordwärts und fuhr ost durch so dichten Nebel, daß ihm jede Orientierung unmöglich wurde. Während dieser Rückfahrt hörte er eines Nachts, als er Ausschau hielt, in seiner Nähe menschliche Stimmen, die er sich in der Einsamkeit und Dede dieser Gegenden nicht zu erklären vermochte. Als der Tag anbrach und der Nebel sich lichte, legte sich ein Boot an sein Schiff, dem zwei Männer entstiegen, die ihn einluden, sie auf einen in der Nähe ankommenden russischen Segler zu begleiten. Der alte Kapitän des Seglers empfing den jungen Palmer mit offensichtlichem Erstaunen und befragte ihn über seine Fahrt und seine Ergebnisse. In der Hand der Logbücher und seiner Aufzeichnungen beschrieb Palmer die Fahrt, die er gemacht hatte, und bezeichnete auf eine besondere Frage des Kapitäns den Punkt, wo er an Land gegangen war, genau nach Länge und Breite. Da sagte der Russe, daß er selbst bereits drei Jahre in Nacht und Eis herumfuhr, ohne das Land am Südpol zu finden. Ihm sei mit einem kleinen ungedeckelten Fahrzeug gelungen, was er mit seinem großen Schiff nicht erreicht habe.

### Flugzeug in Neu-Guinea.

Eine eigenartige Verwendung findet das Flugzeug in Neu-Guinea (früher deutsch, jetzt englisches Mandatsgebiet). Dort wurden in einem Urwaldgebirge in 3000 bis 4000 Meter Höhe Goldfelder von beträchtlichem Gehalt gefunden. Sie werden im Tagbau abgebaut, das goldhaltige Gestein wird durch einfaches Waschen von den leichteren Mineralien ausgefondert. Der Transport zur Küste erfolgt durch Flugzeug, denn der Weg aus dem Urwaldgebirge ist so schwierig, daß die Goldgewinnung nicht lohnen würde, wenn man gezwungen wäre, den Transport durch Tiere und Menschen zu bewerkstelligen.

### Die Tränen des Tadsch Mahal.

Eins der schönsten Bauwerke der Welt ist zweifellos der berühmte Tadsch Mahal in Agra in Indien, das im 17. Jahrhundert von dem französischen Architekten Louis von Bourbois im Auftrag des Schahs Dschahan errichtet wurde. Es stellt ein Mausoleum für die schöne Prinzessin Mumtaz Mahal dar, die in der Blüte ihrer Jugend an den Folgen einer unheilbaren Krankheit starb. An der Fertigstellung des Grabmals haben mehr als 20000 Arbeiter 22 Jahre lang angestrengt gearbeitet. Wertwüchsig ist außer der überwältigenden Schönheit des Ganzen, daß sich stets bei Regenfällen von der gewölbten inneren Decke drei Regentropfen abfließen und zu Boden fallen. Als fällt ein Tropfen mehr und nie einer weniger; ganz gleich, ob draußen ein Wolkenbruch oder ein leichter Regenschauer niederght. Die berühmtesten Beschten haben sich schon den Kopf darüber zerbrochen, haben aber des Rätsels Lösung nicht finden können.





## Funkbild vom Warenhaus- brand

Das brennende Pariser  
Warenhaus „Galeries  
Louvelles“. Der Schaden  
wird auf 7-8 Millionen  
Mark geschätzt.

# Rektor — Hatentruz — Reichswehrmusik.

Raziabzeichen geduldet. — Republikaner auf Erlanger Universität gemäßigert.

Die 30 000 Einwohner zählende bayerische Universitätsstadt Erlangen, deren Ruf als Bierstadt mehr und mehr verblasst, kommt in immer stärkerer Maße in den Verruf, ein Zentrum besonders lebhafter staatsfeindlicher Propaganda zu werden. Das Verdienst kommt zu gleichen Teilen der protestantisch-theologischen Universität und ihren Hatentruzstudenten, den vaterländischen Kriegervereinen und der republikanischen Reichswehr zu, die mit besonderer Vorliebe nicht nur zu allen reaktionären Kundgebungen Vertreter abstellt, sondern auch noch dazu die Musik macht.

Während die politische Betätigung der völkischen Studenten an der Universität von dem Rektor Fleischer geduldet und dadurch gefördert wird, kann man den republikanisch gesinnten Studenten nicht genug Schwierigkeiten machen. Der in seiner Mehrheit aus Hatentruzstudenten bestehende allgemeine Studentenausschuß erhält für seine Vortragsabende die Universitätsräume zur Verfügung gestellt. Als die republikanischen Studenten in diesen Tagen um einen Hörsaal nachsuchten, in dem der Nürnberger demokratische Oberbürgermeister Dr. Kuppe über das Thema „Student und Staat“ sprechen sollte, wurde der Raum verweigert, weil es sich, nach Ansicht des Rektors, um eine „politische“ Veranstaltung handle. Am 24. Juni gab das Rektorat am schwarzen Brett der Universität einen Erlaß des bayerischen Kultusministers bekannt, in dem angeordnet wurde, daß das Tragen von Parteiuniformen und Parteiabzeichen auf Universitätsgrund verboten ist. Drei Tage später teilten die Nationalsozialisten an ihrem Anschlagbrett im Kollegienhaus mit, daß

das Tragen des nationalsozialistischen Parteiabzeichens nach wie vor gestattet ist.

Kein Mensch schreit heutzutage ein, daß die völkischen Studenten mit ihren Parteiabzeichen in ihren Vorlesungen erscheinen, Rektor und Studenten pfeifen also auf die Anordnungen des Kultusministers! Anders bei den Republikanern! Im Wintersemester haben die republikanischen Studenten an ihrem schwarzen Brett an die Studenten einen Aufruf zu staatsbürgerlicher Betätigung erlassen. Was tat der gleiche Rektor? Er ließ nicht nur den Aufruf, sondern auch das schwarze Brett der republikanischen Studenten beseitigen, weil es sich in vorliegendem Fall um einen „politischen“ Anschlag handle. Nach solchen Vorfällen brauche man sich nicht zu wundern, als vor einigen Tagen, gelegentlich der Enthüllungsfest für ein Kriegerdenkmal der Universität, der nationalsozialistische Studentenvertreter Sunkel ausrief:

„Die Befestigung des heutigen Staates ist unser oberstes Gebot.“

Man brauchte sich auch nicht zu wundern, als dieser Student in seiner „Totengedenkrede“ zum Kampf gegen den „alles zermalmenden Marxismus“ aufrief, gegen den heutigen Staat hegte,

der „in den Niederungen der Revolution von 1918 entstand“. Die Reichswehr machte zu dieser Rede die Musik, hörte ruhig die Schmähungen an und zog auch nicht ab, trotzdem nur schwarzweißt gefolgt war. Die Staatsanwaltschaft hat zwar gegen den Studenten Sunkel ein Ermittlungsverfahren eingeleitet, aber was wird dabei herauskommen? Der Sunkel beruft sich heute schon darauf, sich bei seiner Aufforderung zum Hochverrat „nichts gedacht“ zu haben.

Die neueste duftige Blüte im Garten der Erlanger Reaktion entfaltete sich am Samstag und Sonntag, als viele Generäle, ehemalige Offiziere, darunter auch Vertreter der Reichswehr mit Angehörigen des ehemaligen „königl. bayr. 19. Inf.-Regiments — König Viktor Emanuel III. von Italien“ zu einer Wiedersehensfeier zusammen kamen, zu dem auch, als Vertreter des „Kronprinzen Rupprecht, General Köhl erschienen war. Die Festrede hielt der Redakteur Rötter vom deutschnationalen „Frank. Kurier“. Rötter meinte, daß uns nichts anderes übrig bleibe, als den Hauptfeind, gemeint ist Frankreich, zu erkennen und ihn zu vereinsamen. „Heute gehe uns die Dämmerung auf was nottut. Morgen legt der italienische Bizekonsul einen Kranz mit grünweißen Schleifen am Gefallenen-Denkmal der 19er nieder. Diese Tat sollte uns dahin bringen, eine Wende der seelischen und geistigen Basis unseres Volkes zu erstreben. Der herrliche Geist unseres nach dem König Viktor Emanuel genannten Regiments soll uns auch in aller Zukunft erhalten bleiben. Wir müssen einsehen, daß wir den Kampf um den Wiederaufstieg unseres Volkes mit anderen Mitteln als bisher weiterbetreiben müssen.“

Tatsächlich legte ein italienischer Bizekonsul am Samstag einen Kranz nieder. Aus der Reihe der Offiziere ergriff auch der ehemalige General Treutlein-Wördes das Wort und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die 19er Vereinigung Jugendabteilungen gründet und diesen

### praktischen Schießunterricht

erteilt“. Redner forderte: „auf dem Umwege über die Arbeitsdienstpflicht muß wieder die allgemeine Wehrpflicht erreicht werden, dann werden wir wieder in der Lage sein, den Schandvertrag, samt dem Young-Plan zu zerreißen und die Feinde dem feindlichen Lumpenpaß vor die Füße zu werfen.“

Die Anwesenden stimmten Beifall und die republikanische Reichswehr spielte zu der Generalsrede einen Marsch auf. Natürlich ergriff auch der Reichswehrmajor Kriech das Wort, um in dem schwarzweißt geschmückten Bierzelt darauf hinzuweisen, daß es die Reichswehr als ihre oberste Aufgabe betrachtet, den überlieferten Geist der alten Armee weiterzupflegen. Er forderte auf mitzuhalten, damit das Verhältnis zwischen der Reichswehr und dem Geiste der alten Armee immer inniger werde.

# Freiwillig in den Tod!

In einem Monat drei Selbstmorde bei der Mitropa. — Was geht da vor?

Im Laufe der letzten vier Wochen haben drei Arbeiter der „Mitropa“ ihrem Leben gewaltsam ein Ende bereitet. Der Silberpuzer Böttcher und der Wagenkellner Mieling durch Ertränken, der Silberpuzer Rosch durch Einnehmen von Gift.

Wir erfahren zu diesen aufsehenerregenden Fällen folgende Einzelheiten: Der 27 Jahre alte Wagenkellner Mieling befuhr die Strecke Berlin-Hamburg. Auf einer Fahrt stellte ihn der Reisekontrolleur Sand zur Rede, weil Mieling angeblich zwei Portionen Kaffee ohne Bon ausgegeben haben sollte. Sand beschimpfte den Kellner in der unangenehmsten Weise:

„Später stellte sich heraus, daß Mieling mit dem ganzen Fall gar nichts zu tun hatte. Der Kellner Mieling fühlte sich jedoch in seiner Ehre so gekränkt, daß er bei der Station Neubüll ins Wasser sprang und ertrank.“

Der Silberpuzer Böttcher, ein Klassenbewußter Arbeiter, dem die Mitglieder des Zentralverbandes der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten und der Freiberger-Verband, dessen Mitglied Böttcher ebenfalls war, ein ergreifendes Begräbnis bereiteten, war es ähnlich wie Mieling ergangen. Er befuhr die Strecke Berlin-Rhein, die vom Potsdamer Bahnhof ausgeht und durch Mitteldeutschland führt. Bei einer Kontrolle wurde ihm der Vorwurf gemacht, sein Geschir wäre schlecht gewaschen, was aber das Versehen eines anderen Puzers war. Die Mitropa konnte nachträglich auch nicht umhin, Böttcher das Zeugnis eines „tüch-

tigen, arbeitsamen Angestellten“ auszustellen. Diese Einsicht kam aber nur zu spät.

kurz vor Abgang seines Juges stürzte sich Böttcher in den Landwehrkanal.

Dem Silberpuzer Rosch, einem Vater von vier Kindern, waren Vorhaltungen wegen angeblich starken Trinkens gemacht worden. Da ihm mit Entlassung gedroht wurde, vergiftete er sich in seiner Wohnung.

Die Öffentlichkeit wird und muß aufhorchen, daß drei Angestellte der Mitropa aus ganz geringfügigen Anlässen heraus, die schlimmstenfalls mit Entlassung hätten geahndet werden können, kurz hintereinander Selbstmord verübten. Man kann sich dies nur mit der völligen

### Zerrüttung der Nervenkraft des Mitropersonals

erklären. Die monatliche Arbeitszeit des Fahrpersonals ist tariflich festgelegt und soll 232 Stunden betragen. In der jetzigen Reisezeit mit ihren zahlreichen Feriensonder- und anderen Extrazügen steigt diese Arbeitszeit jedoch um das Doppelte!

Hat z. B. ein Puzer oder Kellner die Route Frankfurt a. M. — Berlin hinter sich, so muß er anschließend noch die Strecke Berlin-Leipzig übernehmen. Erst in Leipzig kann sich der Angestellte eine Nacht Ruhe gönnen. Am nächsten Morgen muß er diensttuend von Leipzig nach Berlin zurück und anschließend hieran den Speisewagen Berlin-Frankfurt a. M. übernehmen. Jetzt folgt in Frankfurt

kurz eine Nacht Ruhe, dann geht die aufreibende Jagd von neuem los. Es kommt hinzu, daß die Arbeitszeit eines Mitropa-Angestellten keineswegs identisch ist mit der Fahrzeit seines Juges. Die Arbeitszeit verlängert sich über die Fahrzeit hinaus noch um eine Stunde Aufräumungszeit beim angekommenen und um eine weitere Stunde Vorbereitungszeit für den abgehenden Zug. So kommt schließlich eine Dienstdauer heraus, die die Nervenkraft auch des robustesten Arbeiters zerrütten muß. Wenn man weiter erfährt, daß der Lohn eines Silberpuzers ganze 150 Mark pro Monat beträgt und jeder Mitropa-Angestellte ständig

von einem getreuezu schikanösen Kontrollsystem überwacht wird, dann erhellt sich ein wenig der Hintergrund, auf dem diese Selbstmorde dreier Arbeiter möglich waren. Nach unserer Kenntnis der Dinge hat sich noch keine Behörde mit diesen Fällen befaßt. Wir erwarten die umgehende Aufnahme aller notwendigen Ermittlungen durch die zuständigen Stellen.

## Hausfuchungen in Ostpreußen. Bei Mitgliedern der „Bauernnotbewegung.“

Königsberg, 14. Juli.

Wie von der „Bauernnotbewegung“ mitgeteilt wird, haben in verschiedenen Teilen Ostpreußens, besonders in der Gegend von Gumbinnen, Insterburg, Wehlau und Labiau, am Freitag mittag Kriminalbeamte im Auftrag der Königsberger Staatsanwaltschaft Hausfuchungen bei mehreren Besitzern vorgenommen. Alle auf die „Bauernnotbewegung“ irgendwie bezüglichen Akten seien beschlagnahmt und mitgenommen worden.

## Der Stadtkandal von Hannover. Politische Obstruktion eines reaktionären Magistrats.

Hannover, 14. Juli. (Eigenbericht.)

Die politische Obstruktion des rechtsgerichteten Magistrats gegen die sozialistische Mehrheit im Bürgerparlamentarischen Kollegium hat eine große Anzahl von Verwaltungsstreitverfahren zur Folge. Der weißliche Oberbürgermeister Dr. Wenge will auf jeden Fall einen größeren Einfluß der Sozialdemokraten im Magistrat verhindern. Er hat deshalb die kürzlich vorgenommene Wahl eines sozialdemokratischen Bürgermeisters und 3 sozialdemokratischer Senatoren beanstandet. Obwohl der Provinzialrat sich am Dienstag auf die Seite der Mehrheit des Stadiparlaments gestellt hat, hat der reaktionäre Bezirksausschuß am Donnerstag wieder zugunsten des Magistrats entschieden. Die Klage des Stadiparlaments gegen den Magistrat auf Aufhebung der Beschlüsse wurde abgewiesen. Das Bürgerparlamentarische Kollegium wird jetzt das Oberverwaltungsgericht zur Entscheidung anrufen.

Unter Verschwendung erheblicher öffentlicher Mittel hat der Magistrat inzwischen unter dem Titel „Sparen tut not“ eine vom Oberbürgermeister gezeichnete Kampfbroschüre gegen das Bürgerparlamentarische Kollegium herausgegeben. Diese von Unwahrheiten strotzende Kampfschrift wird seit Tagen durch 60 städtische Angestellte in der ganzen Stadt Haus für Haus verbreitet, alles unter dem Motto: „Sparen tut not!“

## Heinz Neumann in Moskau. Hoffnungen auf deutsche Staatskrise.

Die Moskauer „Pravda“ bringt die Rede des Heinz Neumann als Vertreter der KPD. auf dem Parteitag in Moskau. Nachdem er genügend Vorbereitungen vor dem allerhöchsten Chef Stalin gemacht hatte, schwafelte er unter riesigem Beifall: Die Lage in Deutschland ist jetzt besonders günstig zur Vorbereitung der bolschewistischen Revolution, und diese Vorbereitung ist der Kernpunkt des deutschen Problems. Bei der Schilderung des Kampfes der deutschen Kommunisten gegen die Hochstapler und gegen die Sozialdemokraten gestand er offen, welche große Rolle der rote Frontkämpferbund, der zwar verboten sei, aber doch lebe, in diesem Kampf spiele — mit den Waffen des Gummihüppels und des Revolvers; die heutigen Kämpfe in Deutschland seien nur Vorpostengefechte. Wir rufen zu den großen Kämpfen, rief er pathetisch. Dann aber hielt Neumann mit großem Rahenjammer eine Entschuldigungsrede an die Chefs vom Krem. Er erklärte:

„worum die revolutionäre Erhebung in Deutschland so lange auf sich warten läßt; große Schuld daran treffe die Führer der KPD. selbst.“

Um aber die Allmächtigen wieder zu beruhigen, schloß Neumann mit den Worten: „Wir haben große Erfahrung gesammelt, wir danken den russischen Genossen und besonders Genossen Stalin persönlich für die große Hilfe, die sie uns in unseren Kämpfen geleistet haben. Jetzt sehen wir eine Krise in Deutschland heraufziehen, die uns helfen wird, eine revolutionäre Situation zu schaffen. Wir stützen uns dabei auf die kommunistische Partei der Sowjetunion!“

## Die Krise in den Vereinigten Staaten. Beschäftigungsgrad sinkt, Arbeitslosigkeit nimmt zu.

New York, 14. Juli. (Eigenbericht.)

Die Beschäftigung in den Fabriken des New-York-Staates zeigt nach Berichten des New-Yorker Arbeitskommissars im Juni eine weitere Abnahme um 2 Prozent. Der Rückgang vom Oktober bis Juni beträgt 14 Prozent. Die Abnahme im Juni macht sich besonders in den Automobil-, Metall- und Textilwerken fühlbar.

## Warten, warten, warten...

Hochbetrieb auf der Stempelstelle des Arbeitsamts Berlin-Mitte, Beuthstraße. Um 8 Uhr wird es offiziell geöffnet, um 7 Uhr stehen bereits weit über hundert Menschen da; täglich wird eine bestimmte Nummernzahl ausgegeben, die bereits in der ersten Viertelstunde voll erschöpft ist. Und immer neue Ströme hinzu, Hunderte und aber Hunderte. Da stehen sie dichtgedrängt, Kopf an Kopf und warten und warten.

Da, die Abfertigung geht allzu langsam, denn es mangelt an Personal. Dann ist plötzlich Schluss, sie können unverrichteter Sache nach Hause gehen und am nächsten Tage wiederkommen, und wieder stehen sie und warten, und oft sind sie auch diesmal noch nicht dran. Nicht, daß es ihnen an Zeit fehle, o, der Arbeitslose hat mehr Zeit, als ihm lieb ist. All seine brockelnde Kraft, der gelähmte Lebenswille und die dumpfe Verzweiflung, die nagen und bohren in ihm, wie er da so steht, einem Bettler gleich, dem man schließlich sagt: „Heute wird nichts gegeben!“

Vielleicht ließe es sich doch bemerksstellen, daß die Abfertigung der Unterstützungsempfänger einen etwas weniger deprimierenden Charakter trägt und schneller vorantreibt geht.